

Nordnorwegen – Bodø, Lofoten, Vesterålen: Vom Saltstraumen auf die Stockfisch-Inseln

Reisetagebuch von *Detlef Fritz*



Im Skjerstadfjord bei Bodø,
Heimat der Seeadler



Blick auf Hamnøya auf der Insel
Moskenes



Das Hafenstädtchen Reine,
urbanes Zentrum von Moskenes



Das einstige Fischerdorf Å dient
nun als Stockfisch-Museum



Nusfjord - eines schön erhaltenen
Fischerdörfer



Henningsvær verteilt sich auf
insgesamt 19 Inseln und Eilande



Gesehen an der Südküste von
Vagån: Robbe beim Bad



Panorama-Blick auf Stø,
Startpunkt der Wal-Safaris

Nyksund, einst Fischerei-
Zentrum, nun "Geisterstadt".



Rentiere auf einer Farm bei
Kvalsaukan auf Hinnøya

Donnerstag, 31. Mai 2012: Oslo – Bodø - Saltstraumen

Knapp eineinhalb Stunden dauert der Flug von Oslo nach Bodø, unserem ersten Etappenziel auf dem Weg zu den Lofoten, also etwa eben so lang wie der Flug von Berlin nach Oslo - was die Entfernungen innerhalb Norwegens recht gut verdeutlicht. Und obwohl Bodø mit seinen rund 50000 Einwohnern zwar Nordnorwegens zweitgrößte Stadt ist, aber nicht wirklich zu den Metropolen zählt, sind es kurz nach 17 Uhr doch immerhin zwei Maschinen, die von Oslo aus dieses Ziel anfliegen - und zumindest unsere gar nicht so kleine Maschine ist fast bis auf den letzten Platz gefüllt.

Kurz vor Bodø überfliegen wir eine Gruppe von Inseln mit teilweise noch schneebedeckten Bergen. In der Ferne ist sogar ein größerer Wasserfall auf einer dieser Inseln zu sehen.

Um 19.20 Uhr verlassen wir den Flughafen von Bodø. Laut Wetterbericht hat es am Vormittag noch geschneit, aber hier, auf Meereshöhe, ist keine Spur von Schnee mehr zu sehen. Der Himmel ist leicht bewölkt, es ist kühl, aber nicht wirklich kalt.

Nach einer kurzen Fahrt in die Stadt checken wir im Hotel Rica ein, einem von außen unscheinbaren, modernem Haus direkt an der Straße, die auch zum Hafen führt. Vom Fenster meines Hotelzimmers sehe ich direkt auf das Wasser – und auch zum Hafen sind es nur wenige Gehminuten auf dieser extrem ruhigen, fast ausgestorbenen Hauptstraße.

Auch der Hafen ist nicht mehr besonders geschäftig: Die meisten Boote, die in diesem Teil des Hafens liegen, scheinen aber ohnehin eher kleinere Privatboote zu sein. Fischerboote oder Frachter gibt es hier nicht.

Wir besteigen hier jedenfalls, gut verpackt in wasserdichten Overalls mit Kapuze, ausgestattet mit Handschuhen und Schutzbrille, eines der Motor-Schlauchboote, tuckern dann noch gemächlich zur Hafenausfahrt, vorbei an der Zentrale des nordnorwegischen Seenot-Rettungsdienstes und vorbei an der auf einem Felsen liegenden alten Festung, die noch im 19. Jahrhundert die Hafeneinfahrt schützen sollte, von der man nun aber kaum mehr als die wehrhaften Mauern sieht.

Hinter der Hafenausfahrt nimmt unser Boot Fahrt auf, erreicht nun sogar Spitzengeschwindigkeiten von 50 Stundenkilometern. Da weht der Fahrtwind eisig, braucht man auch die Handschuhe und sogar die Schutzbrille – zumal inzwischen auch wieder vereinzelte Schneeflocken fallen.

Vor uns liegt eine Vielzahl von Inseln, wohl fast alle so gut wie unbewohnt, aber Heimat aller möglichen Wasservögel.

Dann biegen wir in den Saltfjord ein, steuern den Saltstraumen an. Das Schauspiel dieses angeblich größten Gezeitenstroms der Welt erlebt man fast unmittelbar neben den Betonpfeilern der großen Brücke, die hier über die engste Stelle des Fjordes führt. Und durch diesen Engpass strömen nun bei Wechsel von Ebbe und Flut Hunderte Millionen Kubikmeter Wasser vom Saltfjord in den Skjerstadjord bzw. zurück ins Meer.

Einige Schaulustige haben sich an den Aussichtspunkten am Ufer versammelt, während unser Schlauchboot an den sich schnell drehenden Strudeln vorbeimanövriert. Diese Strudel reißen mehrere Meter Löcher in die Wasseroberfläche, versprühen dabei die Gischt um sich herum. Die Enten, die sich in Scharen am Ufer aufhalten, scheinen aber vor dem tosenden Gewässer keine sonderlich große Angst zu haben. Einzelne Tiere schwimmen zielsicher durch die ruhigeren Stellen des Wassers, in sicherer Entfernung von diesen Strudeln.

Und nicht nur die Enten werden vom Fischreichtum des Saltstraumen angezogen. Das Boot umrundet Ryndholmen, also die „Runde Insel“, ein kleines felsiges Eiland, auf dem dicht an dicht die Möwen sitzen. Dann schließlich biegt das Boot in den Skjerstadjord, in eine völlig andere Szenerie ein.

Hohe Felsen umrahmen den Fjord, und das Wasser ist wieder ganz ruhig, so, als ob es das brodelnde Inferno in unmittelbarer Nachbarschaft nicht geben würde. Hier herrscht, abgesehen vom Geräusch des Motors unseres Schlauchbootes, absolute Ruhe, ist auch weit und breit zunächst keine Ansiedlung zu entdecken. Dafür schwebt nun ein Seeadler über dem Wasser, ziemlich hoch, so dass man die Ausmaße dieses größten europäischen Raubvogels nicht wirklich erkennen kann. Und natürlich gibt es auch hier wieder eine Unzahl von Möwen.

Auf dem Rückweg nach Bodø passieren wir einige ungewöhnliche Felsformationen. Das Gestein, Granit, Sandstein und Schiefer, wirkt hier so, als wären urplötzlich Lavaströme erkaltet. Das, so unsere Bootsführer, gehöre zum ältesten Gestein der Erde, von der Meeresoberfläche nach oben gedrückt, als die amerikanische und europäische Kontinentalplatte auseinander driften.

Zurück in Bodø nehmen wir im Bryggerika, einem Restaurant am Hafengelände, ein spätes Abendessen. Serviert wird Stockfisch, also der Fisch, der das Hauptexportgut der Lofoten ist. Für meinen Geschmack ist er allerdings zu tranig, dürfte kaum jedermanns Sache sein.

Freitag, 1. Juni 2012: Bodø – Lofoten, Insel Vestvågøy, Leknes – Insel Flakstad, Ramberg – Insel Moskenes – Hamnøya - Å – Reine

Selbst, wenn man die Vorhänge ganz zuzieht, dringt immer noch durch irgendeinen Spalt Licht ins Hotelzimmer. Selbst in der tiefsten Nacht wird es um diese Jahreszeit hier rund 150 Kilometer nördlich des Polarkreises nicht mehr dunkel – ein Umstand, bei dem man sich beim Einschlafen erst gewöhnen muss.

Nach dem Frühstück geht es wieder zum Flughafen. Widerøe heißt die regionale Fluglinie, die unter anderem Bodø mit Leknes auf der Lofoteninsel Vestvågøy verbindet. Dieser Flug dauert auch mit den kleinen Propellermaschinen, die dafür eingesetzt werden, keine halbe Stunde. Nur die Landung ist etwas ruckartig, was aber auch am Wind liegen kann.

Auf den Gipfeln der umliegenden Berge liegt noch der Schnee. Und was wir von Leknes, einem der beiden „größeren“ Orte auf den Lofoten, zu sehen bekommen, ist lediglich der Eindruck eines Dorfes mit weit auseinanderliegenden Grundstücken, mehr eine lose Ansammlung von Häusern als eine um einen zentralen Punkt gescharte Siedlung.

Allerdings halten wir uns auch nicht auf Vestvågøy auf, sondern fahren direkt vom Flughafen weiter auf die Insel Flakstad, wo wir an einem der zahlreichen Binnenseen unseren ersten Fotostop einlegen, einem See umgeben von Bergen mit schneebedeckten Kuppen. Ganz in der Nähe weiden einige Schafe, wachsen Krüppelbirken, die ein schütteres Wäldchen bilden.

Gegen Mittag sind wir in Ramberg, einem Ort an der Nordküste der Insel. Umgeben von einer Bucht gibt es hier sogar einen Strand, wie man ihn von Inseln im Süden kennt, mit weißem Sand und fast grünlichem, tropisch anmutendem Wasser – wobei das hier selbst im Hochsommer nicht wesentlich über eine Temperatur von 13 Grad hinauskommt, also kaum Badegäste anlocken dürfte.

Aber diese Illusion von südlicher Insel übt doch ihre Anziehungskraft aus. In der Nähe des Strandes stehen etliche Wohn- und Campingwagen, die ersten Sommergäste sind schon da.

In einem Strand-Restaurant nehmen wir unser Mittagessen. Die auch auf Deutsch erhältliche Speisekarte enthält unter anderem ein Zitat aus einem Lofoten-Reisebericht, der 1818 gedruckt erschien. Da schrieb ein Erik Andreas Colban, der wohl nicht in diesen Sommermonaten hier war, in seinem „Versuch einer Beschreibung der ländlichen Gebiete der Lofoten und Vesterålen im Nordland Amt“: „Die Einwohner des Landkreises Flakstad sind im allgemeinen roh und ungebildet und sichtlich geprägt von Fischerwesen, von der sie abstammen. Eigennutz, ein Hang zur Lethargie, ein sklavischer Geist und Trinkfestigkeit beherrschen sie. Auch die Vorteile der Fischerei lockten nicht viele Fremde hierher, um sich niederzulassen. Nicht nur die kahlen Berge, der Sturm

und Nebel machen diesen Ort unbehaglich, selbst die besten Höfe bestehen nur aus Meersand und sind von einer dünnen Grasschicht bedeckt und folglich die Mühen der Bauern nicht wert. Die Einwohner sind demzufolge im wahrsten Sinne des Wortes Eingeborene, und kennen keine anderen Gewohnheiten und Bräuche als die, die aus der zermürbenden Fischerei und ihrem Hang zur Mystik und Zauberei entstanden.“

Nun sind Rambergs Häuser überwiegend Holzhäuser, in rot, weiß oder gelb gehalten, aber Häuser mit Grasdächern sieht man immer noch: Diese Form der Dachbedeckung ist schließlich eine besonders ökologische Form der Energieeffizienz. Und manche Bauern, so hören wir, würden auch heute noch ihre Schafe mitunter auf den Dächern weiden lassen.

Amt Ortsrand von Ramberg fallen aber vor allem die Holzgestelle mit den daran aufgehängten Dorschleibern auf. Im März war die Fangsaison für den Kabeljau, also den geschlechtsreifen Dorsch, zu Ende gegangen, nun hängen die geköpften und aufgeschnittenen Fische immer paarweise am Schwanz zusammengebunden an den Holzstangen, haben sich inzwischen längst zum trockenen Stockfisch verwandelt. Aber auch die Köpfe werden verwendet, hängen ebenfalls an Gestellen zum trocknen. Ihr Bestimmungsort schließlich: Nigeria, wo sie zur Fischsuppe verarbeitet werden. Doch bis dahin ist noch ein weiter Weg – und erst einmal verbreiten die getrockneten Kadaver in ihrem Umfeld einen leicht modrigen Geruch, ein Geruch, der uns auf den Lofoten immer wieder begegnen wird.

Bei unserer Weiterfahrt passieren wir ein kleines Tannenwäldchen, sehen kurz darauf in einem Fjord die Becken einer Lachsaufzuchtstation. Auf den Fischfang allein kann man sich auch auf den Lofoten wohl nicht mehr verlassen.

Unser nächstes Ziel ist Hamnøya auf der Insel Moskenes. Eine eher unschöne Betonbrücke führt hier über den Fjord, doch was für den Touristen die Landschaft verschandelt, dürfte in den Augen eines Einheimischen wohl ganz anders aussehen. Bis in die 1980er Jahre gab es zwischen den Lofoten-Inseln und über die Fjorde nämlich nur wenige Brücken, war man fast überall auf eine Fähre angewiesen – und das machte eine simple Insel-Überquerung mitunter zu einer langen, mühseligen Tagesreise.

Hamnøya selbst besteht nur aus wenigen Häusern am Fjord, die Häuser weit verstreut in der felsigen Landschaft, all das im Schatten eines gewaltigen monolithischen Felsens, der sich steil und majestätisch über seine Umgebung erhebt. Die meisten Panoramabilder von Moskenes und dem Fjord sollen übrigens vom Gipfel dieses Felsens aufgenommen worden sein.

Denn das kleine Örtchen ist Ausgangspunkt für Kletterexpeditionen in die umliegenden Felswände als auch für Kajaktouren im Fjord. Angesichts der Strömung ist eine solche Kajaktour zumindest für blutige Anfänger aber doch eine eher wackelige Angelegenheit, bei der man ständig zu kentern droht.

Weit sicherer ist es da schon, vom Parkplatz des Kaufmannsladens von Hamnøya einfach über den Fjord, auf das gegenüberliegende Reine zu schauen. Mit seinem dicht zusammen stehendem Ensemble roter Fischerhäuser gilt das als eines der schönsten Ortschaften der Lofoten.

Bevor wir in unserem Hotel in Reine, dem „Reine Rorbuer“, einchecken, fahren wir an der Küstenstraße zunächst noch weiter Richtung Süden, nach Å, dem Ort, an dem die Straße nun auch endet.

Dabei ist Å inzwischen weniger ein Ort, als vielmehr ein, wenn auch aktives und geschäftiges Museum, nämlich ein Stockfisch-Museum. Vor dem eigentlichen Museumsbau, einem einstigen zweistöckigen Verarbeitungszentrum, stehen natürlich wieder die Holzgestelle mit den vor sich hin trocknenden Fischen, auf der kleinen Felsinsel im Hafenbecken nisten die Möwen, die aber den Stockfisch in Ruhe lassen. Der entspricht offensichtlich nicht ihrem Geschmack – zumal es im Meer auch genügend frischen Fisch gibt.

1993 hatte Steinar Larsen, nach jahrelanger Arbeit im Stockfisch-Export, das Museum in dem damals fast aufgegebenen und entvölkerten Ort gegründet, nun ist es für ihn längst zur Routine geworden, hier Gäste wie uns zu empfangen und ihnen alles Wissenswerte über den Stockfisch zu vermitteln.

Im ersten Stockwerk des Museums finden wir Waagen und etliches anderes Gerät, im oberen Stockwerk dann wird der Besucher mit den verschiedenen Varianten des Stockfischs konfrontiert. Wenn auch für den Laien kaum wahrzunehmen wird beim Stockfisch nämlich zwischen vier verschiedenen Qualitätsstufen unterschieden, die noch einmal aufgeteilt in insgesamt 16 Kategorien – wobei die besten Stockfische immer für den italienischen Markt bestimmt sind. Allen Stockfischen allerdings gemeinsam: Richtig aufbewahrt sind sie gut 20 Jahre lang haltbar!

Aber dafür muss er eben auch richtig hergestellt worden sein. Im Konferenzraum zeigt ein Film, wie das vonstatten geht – wobei dies auch heute noch teilweise Kinderarbeit ist. Denn: Das Herausschneiden der Zungen wird auf den Lofoten nach wie vor von Kindern im Alter zwischen acht und 15 Jahren übernommen, früher nur von den Jungen, heute auch von Mädchen – und früher sicher auch aus finanzieller Notlage der Familien heraus, heute als Ferienjob, bei dem selbst die Jüngsten schon einige Tausend Euro verdienen.

Nicht alle gefangenen Kabeljaus werden übrigens geköpft. Der „König Dorsch“ darf seinen Kopf behalten. Das muss ein alter, männlicher Fisch sein mit einer hohen Stirn, Merkmale, die man unter 15000 gefangenen Exemplaren vielleicht einmal findet. Auch der wird getrocknet, dann an einem Faden horizontal aufgehängt, hing früher so in fast jeder Fischerhütte, wie Steinar Larsen zu erzählen weiß. Denn je nachdem, in welche Richtung der Fischkopf zeigte, sagte er für die Fischer die Zukunft, also das Wetter voraus, und das sogar zuverlässig. Natürlich funktionierte das ganze nach dem Prinzip des Wetterhäuschens, hing die Haltung des

Fischkopfes von der Feuchtigkeitsbildung im Faden ab – wurde von der abergläubischen Bevölkerung aber doch der Weisheit von „König Dorsch“ zugeschrieben.

Im Vergleich zu den anderen Orten, die wir bisher auf den Lofoten sahen, zeigt Reine, unsere letzte Station des Tages, beinahe urbanen Charakter. Vor unserer Hotelanlage ist der – begrünte – Stadtplatz, da gibt es auch ein Kirchlein mit Turm und sogar ein Rathaus.

Unser Hotel ist das „Reine Rorbuer“, sind die roten Holzhäuser des alten Dorfkerns, nicht nur einstige Fischerhütten, sondern zum Beispiel auch die alte Polizeistation. Norwegentypisch sind es recht einfache Unterkünfte ohne besonderen Schnickschnack, aber dafür ganz nah an der Natur, hier also unmittelbar am Wasser, am Fjord.

Samstag, 2. Juni 2012: Insel Moskenes, Reine – Insel Flakstad, Nusfjord – Insel Vagån, Lyngværstranda – Henningsvær – Svolve – Vesterålen, Insel Langøya, Sortland

Der Himmel ist bewölkt, es regnet. Doch trotz der Wolken kann man die gegenüberliegenden Berge gut sehen. Einer dieser Felsen hat eine ungewöhnlich breite und flache Kuppe, die von unten fast aussieht wie der Kegel eines Vulkans.

Mit einem Lastwagen werden gerade die getrockneten Dorsche von den überall stehenden Holzgestellen abgeholt, in die Produktionsanlagen zur Weiterverarbeitung geliefert. Ende Juni werden sämtliche dieser Stockfisch-Gestelle wieder leer sein – bis sie dann im März darauf wieder gefüllt werden.

Wir verlassen die Insel Moskenes, fahren zurück nach Flakstad, zunächst nach Nusfjord an der Südküste.

Der Besuch von Nusfjord ist dabei durchaus so etwas wie die Fortsetzung unseres Museum-Besuchs in Å. 37 Einwohner zählt Nusfjord, präsentiert sich als ein Fischerdorf, in dem immer noch der Stockfisch produziert wird – ist dabei aber doch vor allem eher ein Museumsdorf.

Doch als solches ist es recht authentisch, hat sich in etwa das Bild erhalten, das der Ort Ende des 19., zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte. Und damals musste Nusfjord noch eine große wirtschaftliche Bedeutung gehabt haben. Schließlich hatte der Fischerort schon Elektrizität, als in dem viel größeren Bodø auf dem Festland daran noch lange nicht zu denken war. Das alte Elektrizitätshaus, ein Holzhaus mit gelbem Anstrich, gibt es noch, ebenso wie die roten „Rorbuers“, die einfachen Hütten, oft auf Stelzen direkt über dem Wasser errichtet, in dem damals die Fischer untergebracht wurden, die es zur Fangsaison hierher verschlagen hatte. Die Rorbuers von Nusfjord sollen auf den Lofoten übrigens einige der wenigen sein, die so als Ensemble noch im Original erhalten sind.

Aber die Rorbuers waren ja auch nicht für die Ewigkeit gebaut worden, sondern sollten ursprünglich nichts weiter sein als Saison-Unterkünfte für die Fischer. Die hatten nämlich, bevor die ersten Rorbuers errichtet wurden, ihre Boote an Land gezogen, umgedreht, dann unter den Booten schlafen müssen – wobei mancher Fischer dabei in der Nacht dann auch erfroren ist. Und auch zu der Zeit, als die Rorbuers von Nusfjord errichtet wurden, galt noch das Prinzip: Wer für einen Platz in der Hütte zu spät kommt, schläft in seinem Boot.

Dass die Rorbuers alle rot angestrichen waren, hatte dabei einen simplen Grund: Der Rote Anstrich war der billigste. Gelb waren die wichtigen Produktionsstätten und Geschäfte, die weiße Farbe blieb den Häusern der wohlhabenderen Grundbesitzer vorbehalten. Und weil mancher reicher scheinen wollte als er war, wurde bei einigen Häusern zwar die Fassade weiß gestrichen, verzichteten die Besitzer dafür aber bei den anderen Wänden auf jeden Anstrich. Dennoch: Vor einigen Jahrzehnten noch konnte man an der Farbe des Hauses den sozialen Status seiner Bewohner ablesen.

All das erfährt man in der Dorfkneipe von Nusfjord, einem nostalgisch eingerichteten Schankraum mit einer Theke in Form eines Bugs, geschmückt mit einer freundlichen weiblichen Galionsfigur, vom Wirt und Fremdenführer Jim Olesen. Der ist selbst zwar kein gebürtiger, aber doch ein eingeheirateter Nusfjorder, mit nicht weniger Lokalpatriotismus ausgestattet wie die Gebürtigen.

Wenige Schritte von der Schenke entfernt liegt das gelb angestrichene, zweistöckige Haus des „Landhandels“, der alte Kaufmannsladen von Nusfjord, der allerdings mehr als nur ein einfaches Geschäft war. Hier residierte nämlich die Familie, die die Fischereirechte besaß, der auch der Grund und Boden gehörte – ein Herrschaftssystem, das auf den Lofoten bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein praktiziert wurde. Der Kaufmann entschied, welche Fischer wo fischen durften, ließ sie in seinen Hütten wohnen, verkaufte ihnen in seinem Laden die Dinge des täglichen Bedarfs, kaufte ihnen den Fang ab – und gewährte ihnen, wenn der Fang nicht den Erwartungen entsprach, unter Umständen auch Kredit, damit sie in der darauffolgenden Saison wieder nach Nusfjord kommen mussten.

Nun wirkt dieser Kaufmannsladen aber nicht mehr wie ein kleines Herrschaftszentrum, sondern wie ein – allerdings ziemlich großer – „Tante-Emma-Laden“, mit einer silberfarbenen verschnörkelten Registrierkasse etwa aus der Zeit um 1900, dazu Schaustücken der Waren, die hier 1902 gefragt waren, Zündhölzer, Kautabak, nun alles auch als Souvenir zu erwerben.

Im Hafen von Nusfjord, geschützt durch die hohen Felsen, liegt ein größerer Fischkutter, nun aber wohl eher als Ausflugsboot für die Touristen im Einsatz. Auf den Dächern der Hafengebäude, sogar auf einer Hausbeleuchtung nisten unterdessen die Möwen.

Von Nusfjord aus fahren wir wieder über Vestvågøy zur Insel Vagån, nach Henningsvær. Bei dieser Fahrt bekommen wir auch etwas mehr von Leknes zu sehen als nach unserer Landung. Dabei zeigt sich Leknes nun fast wie ein Ort aus der Retorte, mit Wohnsiedlungen gleichförmiger Häuser entlang schnurgerader Straßen – und sogar einem Einkaufszentrum mit Tiefgarage, für den kleinen Ort selbst sicherlich zu groß, aber eben doch das Einkaufszentrum nicht nur für eine, sondern auch die benachbarten Lofoten-Inseln.

Unseren ersten Foto-Stopp auf der Insel Vagån legen wir bei Lyngværstranda ein, einem von schroffen, dunklen Bergen umgebenen Binnensee. „Duschkabinett“ nennen die Einheimischen das Kunstwerk, das ein Jan Graham hier aufgestellt hat: Ein dreiteiliger Panorama-Spiegel, der nun, je nachdem, wo man steht, die ganze Landschaft aus unterschiedlicher Perspektive wiedergibt.

Gegen Mittag erreichen wir das an Vagås Südküste gelegene Henningsvær, mit seinen 500 Einwohnern für Lofoten-Verhältnisse fast schon eine „Großstadt“, ein Ort, der sich dabei auf insgesamt 19 Inseln verteilt, wegen seiner vielen Brücken auch als „Venedig der Lofoten“ bezeichnet wird.

Henningsværs eigentliches Zentrum scheint dabei der Fjord selbst zu sein, von unzähligen Booten als Hafen genutzt, während die Häuser an beiden Uferseiten zum größten Teil direkt über das Wasser gebaut sind, errichtet auf Stelzen, dazu mit einer Plattform versehen, an der die Boote anlegen können.

Nach unserem Mittagessen im Bryggehotel, das eines der größeren dieser Gebäude direkt am Wasser, vielleicht sogar das größte ist, unternehmen wir noch einen kurzen Bummel durch die Stadt. Die ist, zumindest im Sommer, wohl ganz und gar auf Tourismus eingestellt: Das Bryggehotel ist nicht das einzige hier im Ort, es gibt Restaurants, bei denen man sogar draußen sitzen kann und sogar eine kleine Kunstgalerie.

Nach der Farbenlehre der Lofoten-Häuser muss Henningsvær übrigens schon immer ein relativ wohlhabender Ort gewesen sein: Die meisten Häuser sind hier nämlich in weiß gehalten.

Am Ortsrand liegt die Basis von „Lofoten Opplevelser AS“, dem Veranstalter, mit dem wir unsere Schlauchboot-Tour entlang der Südküste nach Svolvær unternehmen, auch dabei wieder eingepackt in wasserdichte Overalls und mit Schwimmweste ausgestattet. Ein erwähnenswertes Angebot aus dem Programm von „Lofoten Opplevelser AS“ außerdem: Schnorcheln mit den Orcas. Die sollen hier ziemlich friedfertig sein, begnügen sich mit dem reichlich vorhandenen Fisch – weshalb ein solcher Schnorchelgang wohl auch ziemlich unproblematisch ist.

Wir selbst bekommen bei unserer Bootstour nun aber keine Orcas zu sehen, dafür aber zumindest eine kleine Robbenkolonie. Die teilt sich mit einigen Möwen einen kleinen Felsen, wobei sich die Robben aber kaum auf diesem Felsen aufhalten, sich meist im Wasser, und die Möwen in Ruhe lassen.

Unserer weiterer Weg führt uns die Steilküste entlang. Einmal bekommen wir für einen kurzen Moment einen Fischotter zu Gesicht, dann einen Seeadler, der die steil aufragende Felswand entlang fliegt. Alle Versuche, den Adler mit etwas Fisch anzulocken, scheitern allerdings. Den Fisch holen sich dafür die Möwen.

Svolvær, der offizielle Hauptort der Lofoten, ist tatsächlich ein richtiges Städtchen – zumindest wirkt es auf den ersten Blick rund um den Hauptplatz am Hafen so. Hier gibt es ein Kulturzentrum, einige Kaffees und Restaurants, ein größeres Hotel. Ein „Stadtbummel“ hat sich aber auch hier schnell erledigt. Die zum Hauptplatz führende Hauptstraße ist nur wenige Meter lang, die Kirche, deren Turm man vom Hafen aus sieht, liegt, wie sich herausstellt, nicht mehr im Zentrum, sondern schon am Ortsrand.

Aber immerhin gehören auch die roten Häuser des alten Fischereibereichs noch zu Svolvær. Und da sieht man auch wieder die obligatorischen Gestelle für den Stockfisch, hier sogar deutlich höher als in den anderen Ortschaften der Lofoten.

Wir verlassen Svolvær und die Lofoten, fahren nun gut 90 Minuten weiter über die Inseln, auf die benachbarte Inselgruppe, die Vesterålen, dort auf Insel Langøya, nach Sortland, dem Hauptort der Inselgruppe, wo wir im Sortland Hotel übernachten.

Unser Hotel liegt an der Hauptstraße direkt gegenüber dem Hafen, ein Neubau, so, wie auch die meisten Häuser einen neuen Eindruck machen, manche von ihnen mit einem dunkelblauen Anstrich versehen. Wegen dieses Anstrichs wird Sortland auch als „Die blaue Stadt“ bezeichnet, wobei das Blau hier für das winterliche Polarlicht stehen soll – doch alles in allem scheint dies eher die einsame Idee eines Werbebüros gewesen zu sein, das sich für Sortland eine PR-Kampagne ausdenken musste. Denn mehr noch als Leknes wirkt Sortland wie eine künstliche Stadt aus der Retorte.

Am Hafen jedenfalls ist, wir haben noch keine 21 Uhr und es ist ohnehin taghell, keine Menschenseele zu sehen – und auch die Hauptstraße, an der man weder Kaffees noch Restaurants entdeckt, scheint wie ausgestorben. Da kehrt man rasch wieder ins Hotel zurück, ohne das Gefühl, irgend etwas verpasst zu haben.

Sonntag, 3. Juni 2012: Vesterålen, Insel Langøya, Sortland – Stø – Langenes – Nyksund – Insel Hinnøya, Kvalsaukan – Buksnesfjord

Auf der städtischen Wiese von Sortland grasen die Schafe. Die Vierbeiner sind allerdings auch jetzt am frühen Morgen die einzigen, die man auf Sortlands verschlafenen Straßen sieht. Also, hinaus auf das Land, auf der Küstenstraße Richtung Norden...

Auch Langøya ist eine gebirgige Insel, aber anders als auf den Lofoten-Inseln sind die Berge hier keine schroffen Felsen, haben eher die Gestalt sanfterer Hügel. Dazu sieht man spärliche Nadelwaldbäume, Haine mit verkümmerten Birken.

Und wie auf den Lofoten gibt es im Inselinneren auch wieder zahlreiche Bergseen – die hier aber immer noch von einer, wenn inzwischen auch dünnen und brüchigen, Eisdecke überzogen sind.

Begegnung am Straßengrand: Ein noch junger Elch knabbert am Gebüsch, und das immerhin in einer allerdings weit verstreuten Ansiedlung, unmittelbar neben einem Wohnhaus. Große Angst vor Menschen kann dieser Elch jedenfalls nicht haben, lässt sich auch von uns nicht aus der Ruhe bringen als auch nicht von den Einheimischen, die ebenfalls neugierig aus dem Fenster ihres Hauses schauen. Elche sind auf den Vesterälän zwar nichts ungewöhnliches, ein Elch im Garten aber schon.

Unser erstes Ziel ist Stø, ein rund 200 Einwohner zählendes Fischerdorf am nördlichsten Punkt von Langøya, gelegen im Schatten eines steilen Felsens, auf dem man eine Überwachungsstation der Norwegischen Küstenwache sieht.

Die vorherrschende Farbe in Stø ist wieder Rot. Und rot ist auch das Gebäude des „Walzentrums Stø“, Ausgangspunkt der Walsafaris, von denen wir eigentlich auch eine unternehmen wollten, dazu international besetztes Forschungsinstitut, Kongresszentrum und Museum. Weil unsere Safari wegen der Windstärke abgesagt wurde, bleibt uns also nichts anderes übrig, als uns hier über das Tierleben des Nordatlantik zu informieren.

Einige Schautafeln und Fotos veranschaulichen, was man hier hätte auch in der Realität vielleicht zusehen bekommen können. Relativ neu in diesen Gewässern dabei: Im vorigen Jahr wurden hier erstmals wieder nach sehr langer Zeit rund neun Meter lange Riesenhaie, sonst eher in den irischen Gewässern beheimatet, gesichtet. Was sie hierher getrieben hat, ob sie zu ständigen Bewohnern der Küste vor Nordnorwegen werden, ist aber wohl noch nicht geklärt.

Im Konferenzraum erzählt nun Frederic, von Hause aus studierter Meeresbiologe und Mitglied der internationalen Walstation-Crew, wie auch unsere Walsafari abgelaufen wäre.

Relativ nahe an Stø liegt das erste Ziel, eine kleine Vogelschutzinsel, auf der man Papageientaucher und etliche andere Seevögel beobachten kann, dazu Seeadler, die dort zwar nicht nisten, aber unter den anderen Vögeln ihre Beute finden und schließlich auch einige Seehunde.

Dann geht es weiter zum Bleik Canyon, dem Revier der Wale. Dieser rund 1000 Meter tiefe Wassergraben liegt vor der Nordwestküste der Nachbarinsel Andøya, ist reich an Oktopussen – und genau ziehen hier auch die Wale an, sowohl die großen Pott- und Finnwale, aber auch Schweinswale, Buckelwale, Orcas und Delfine. Eines der Rätsel des Bleik Canyon ist dabei die Frage, warum es bei den Pottwalen nur die ausgewachsenen männlichen Tiere sind, die sich hier vom reichen Oktopus-Vorrat bedienen, während die jüngeren männlichen und alle weiblichen Tiere in den südlichen Gefilden bleiben.

Rund 50 Passagiere jedenfalls passen an Bord der „Leonore“, ein früheres Patrouillenboot der norwegischen Küstenwache, eigentlich robust genug, dass sie die aktuelle Windstärke problemlos überstehen würde. Von uns, den potenziellen seeunerfahrenen verhinderten Passagieren glaubt die Crew das allerdings nicht, weswegen wir auch im Hafen bleiben. Ein anderer Grund, nicht auf Safari zu gehen: Die Wale sind zwar trotz des Seegangs im Bleik Canyon, tauchen natürlich auch immer wieder auf – aber wegen der hohen Wellen würde man sie kaum sehen können, wenn sie sich zwischen bis 45 Minuten dauernden Rauchgängen an der Oberfläche erholen, dann mit erhobenem Schwanz, den Kopf nach unten geneigt, wieder abtauchen.

Wir schauen uns also statt dessen noch ein wenig im Hafen um, besuchen die Egnerbua, das Haus, in dem die bis 300 Meter langen Netze, hier eigentlich mehr Fangseile, mit jeweils 500 Ködern bestückt werden. Der Vorteil dieser Methode: Durch die Auswahl der Köder bestimmt man, welche Fische man fangen will, vermeidet unnötigen Beifang, und schließlich verenden auch keine Fische in den Netzen, weil sie keine Luft mehr schnappen können.

Aber natürlich geht man auch hier auf den Kabeljau, trocknet ihn zu Stockfisch, wofür man aber weitaus größere Gestelle als auf den Lofoten nimmt. Die Holzgestelle hier sehen aus wie die Gerüste größerer Häuser mit schrägen Dächern, werden wegen ihrer Größe auch Kathedralen genannt.

Der Fischreichtum muss die Menschen übrigens schon in der Steinzeit hierher auf die nordnorwegischen Inseln gezogen haben. Ganz in der Nähe von Stø entdeckt: eine in die Klippen geschlagene Treppe, deren Alter von den Forschern auf 5000 Jahre taxiert wurde.

Noch nicht ganz 500 Jahre alt, aus dem Jahre 1571, ist die kleine weiße Kirche, die einsam, nur von einem Friedhof umgeben, unterhalb eines Hügels nahe am Meer liegt. Auf dem Hügel befindet sich noch ein Denkmal, dazu gibt es in der Nähe ein kleines Häuschen, in dem vielleicht der Pfarrer oder seine Haushälterin gewohnt haben mag.

Viel mehr als diese einsame Kirche am Meer ist von der Gemeinde Langenes nicht geblieben – und die Geschichte von den 500 Kilo Mehl, die die Stadt Bergen jeden Weihnachten an die „Armen“ von Langenes schicken muss. Der erste Gemeindepfarrer von Langenes nämlich, der, auf den dieses Kirchlein zurück geht, soll sein nicht unbeträchtliches Vermögen der Stadt Bergen vermacht haben, aber unter der Bedingung, dass Bergen

dafür jedes Jahr zu Weihnachten an die Armen der Insel 500 Kilo Mehl schickt. Allerdings bestritten die anderen Gemeinden, dass sie überhaupt arme Bürger hätten, weswegen seitdem alles Mehl an Langenes geht, eine Tradition, die bis heute fortgeführt wird – und nach wie vor eine Verpflichtung von Bergen, deren Gültigkeit erst vor wenigen Jahren von den norwegischen Gerichten bestätigt wurde.

Der Norden Langøyas, durch den wir jetzt kommen, zeigt sich als eine eher flache Moorlandschaft, zumindest so lange, bis wir wieder auf die Küstenstraße nun Richtung Nyksund gelangen.

Von einer Straße kann hier allerdings kaum die Rede sein: Tatsächlich handelt es sich lediglich um eine simple Schotterpiste voller Schlaglöcher.

Wir passieren eine Zuchtstation für Lachse, dazu eine kleine Siedlung, zwischen deren verstreut liegenden Häusern einige Schafe weiden. Tatsächlich war die diese Siedlung in den 1960er bzw. 1970er aufgegeben worden. Weil dem Staat die Erhaltung die Infrastruktur zu teuer geworden war, wurden einige abgelegene Orte einer gezielten „Entvölkerungspolitik“ unterworfen, den Bewohnern viel Geld dafür geboten, dass sie ihre Häuser verlassen, sich in den neu geplanten „Zentral-Gemeinden“ niederließen.

Auf diese Weise sind manche Orte völlig von der Landkarte verschwunden, andere dagegen, wie etwa das, an dem wir hier vorbei kommen, leben nun zumindest in den Sommermonaten als einsame Feriendörfer wieder auf.

Nicht viel mehr als eine Verfärbung des Bodens, eine Narbe im Gras blieb dagegen von jenem Wikinger-Langhaus, das vor ungefähr tausend Jahren in der Nähe des jetzigen Feriendorfes stand. Immerhin: Nach den Spuren, die die Archäologen bisher fanden, war dieses nördlichste Langhaus überhaupt auch eines der fünf größten, die die Wikinger je errichteten.

Nyksund, unser Ziel, ist eine nun wieder von 27 Menschen bewohnte ehemalige Geisterstadt, auch einer der Orte, die – trotz einer teilweise beeindruckenden Vergangenheit – in der Zeit der Entvölkerungspolitik aufgegeben worden waren, dann aber von einer Gruppe internationaler Weltenbummler wiederentdeckt und auch wieder instand gesetzt wurde.

Eine künstlich angelegte Mole führt über den Meeresarm, in dem der alte Hafen liegt, zu der auf dem „Festland“ liegenden Hauptstraße des Ortes. Da gibt es nun zunächst ein Café, betrieben von einem Paar aus Deutschland, mit einem Kellner aus Spanien, gleich darauf ein kleines Hotel, schließlich einige Wohnhäuser. Und gleich neben dieser Hauptstraße erheben sich bereits die Felsen. Viel Platz, den Ort weiter auszubauen, gab es hier in der Tat nicht.

Auf der gegenüberliegenden Seite, einer Art Halbinsel, stehen, auf Stelzen über das Wasser gebaut, die früheren Fabrikationsgebäude für die Fischverarbeitung, auch die nun wie das Holmvik Brygge, wo wir zu Mittag essen, als Hotel und Restaurant genutzt.

Von Ssemjon Gerlitz, einem der deutschen Nyksund-Bewohner, nun Betreiber des museal eingerichteten Holmvik Brygge, hören wir einiges über die Geschichte des Ortes. Der zählte zu seiner Blütezeit bis in die 1940er Jahre immerhin 200 Dauerbewohner, dazu in der Zeit der Fangsaison rund 1000 Saisonarbeiter – und die Handelsverbindungen von Nyksund reichten bis Newcastle in England und nach Russland.

Zum Verhängnis wurde dem Ort dann aber, dass er wegen seiner Lage nicht hätte ausgebaut, der Hafen nicht hätte erweitert werden können. Als er vor zehn Jahren hier als einer der ersten neuen Bewohner angekommen sei, so Ssemjon, waren die stützenden Pfeiler zum großen Teil schon verfault, die Häuser bereits teilweise ins Wasser gestürzt. Aber immerhin: Was bisher wieder aufgebaut wurde, wurde zumindest von außen so aufgebaut, wie es auch aussah, als die Stadt von ihren ursprünglichen Bewohnern verlassen wurde – so dass Nyksund heute auch durchaus als lebendiges Museumsdorf gesehen werden kann.

Bei einer längeren Autofahrt – unterwegs kreuzt ein Seeadler, der wohl gerade im Inselinneren auf Beutesuche ist, unseren Weg – verlassen wir nun Langøya, fahren auf die Nachbarinsel Hinnøya. Unser erstes Ziel hier: ein samisches Kulturzentrum bei Kvalsaukan, das Inga-Sámi-Siida. Im Grunde genommen ist das eine Rentierarm mit einem Lavvo, einem samischen kegelförmigen Zelt, hier allerdings fest aus Holz gebaut, in dem Inga, die Betreiberin, den Besuchern einiges über die Kultur der Samen erzählt, dazu samische Spezialitäten, vor allem Rentierfleisch, serviert.

Und dazu gibt es Unterricht in Joik, dem samischen Gesang – auf dem traditionsbewusste Samen auch ihre „normalen“ Unterhaltungen führen, wobei sich jeder Same ganz individuell an seine eigene Tonlage hält.

Die Attraktion dieses Samen-Zentrums sind aber natürlich die Rentiere, braune und weiße, allesamt zahme Tiere, die auf Zuruf zur Futterstelle kommen, auch den Besuchern aus der Hand fressen.

Am Buksnesfjord liegt, fern ab von allen Siedlungen, das Andøy Freiluftzentrum, ein Herbergsbetrieb mit einigen ordentlichen, größeren Hütten. Einige Wanderwege führen in die Berge – wo angeblich auch immer wieder Elche zu beobachten sind. Ich bin allerdings für eine solche Tour nun zu müde, bekomme deshalb auch nur den Austernfischer zu sehen, der es sich gerade am Rand der Straße gemütlich gemacht hat.

Montag, 4. Juni 2012: Evenes – Oslo – Stockholm – Berlin

Nach dem Frühstück geht es wieder über Sortland zurück aufs Festland, zum Flughafen von Evenes. Dort nehmen wir die Maschine nach Oslo, fliegen über Stockholm zurück nach Berlin.